



Leseprobe aus Lehn, Ethnomethodologische Interaktionsanalyse, ISBN 978-3-7799-3814-9

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3814-9)

isbn=978-3-7799-3814-9

1 Einleitung

Mit diesem Band hoffe ich junge und gestandene Soziologen und Mitglieder anderer Disziplinen zu motivieren, ethnomethodologische Interaktionsanalyse zu betreiben. Er ist natürlich nicht das einzige oder gar erste Buch, das sich mit dieser Art der Videoanalyse beschäftigt, sondern schließt an die bekannten Bücher von Heath, Hindmarsh und Luff (2010) ‚Video in Qualitative Research‘ und Tuma, Schnettler und Knoblauch (2013) ‚Videographie‘ an. Die Darstellung in diesem Buch unterscheidet sich von vorhandener Literatur zur Videoanalyse dadurch, dass ich zunächst die Basis dieser Art der Interaktionsanalyse in der Ethnomethodologie herausarbeite und dann die Analyse an einem konkreten Beispiel darstelle.

In dieser Einleitung positioniere ich die Ethnomethodologie kurz, bevor ich dann in drei längeren Kapiteln zunächst auf die intellektuellen Linien, die Garfinkels Entwicklung der Ethnomethodologie beeinflusst haben (Kapitel 2) und auf die Ethnomethodologie als soziologische Einstellung eingehen werde (Kapitel 3). Der theoretische Teil dieses Buches endet mit einer Darstellung der Grundsätze und Prinzipien der Ethnomethodologie (Kapitel 4). Nach der Darstellung der Entwicklung der Ethnomethodologie und ihrer Prinzipien wende ich mich der Praxis der ethnomethodologischen Interaktionsanalyse zu, die ich am Beispiel der Interaktion in Untersuchungsräumen von Optometrikern vorführen werde (Kapitel 5 und Kapitel 6). Zum Ende des Buches zeige ich die Relevanzen der ethnomethodologischen Interaktionsanalyse für die Soziologie und verwandte Disziplinen auf (Kapitel 7), bevor ich auf einige Fragen an die Ethnomethodologie eingehen werde (Kapitel 8). Kapitel 9 unterstreicht noch einmal die Bedeutung der ethnomethodologischen Interaktionsanalyse und fordert den Leser auf, sich selbst auf diese Form der Interaktionsanalyse einzulassen.

Die ethnomethodologische Interaktionsanalyse ist aus Harold Garfinkels (1917–2011) Entwicklung einer ethnomethodologischen Einstellung entstanden, die sich, wie ich in Kapitel 3 erläutern werde, zwar grundsätzlich von anderen handlungssoziologischen Ansätzen unterscheidet, jedoch mit den Zielen der Handlungssoziologie im Einklang ist. Sie geht auf die intensive Auseinandersetzung Garfinkels mit Talcott Parsons’ Handlungstheorie und Alfred Schützs Sozialphänomenologie zurück. Beide hatten in unterschiedlicher Weise Max Webers Definition der Soziologie als einer Wissenschaft, die Handeln erklären und verstehen will, interpretiert. Parsons orientierte sich an dem Forschungsdesign der positivistischen (Natur-)wissenschaften und entwickelte analytische Interpretationsschemata, die Soziologen dazu dienen sollen, zu

allgemeinen, historisch-vergleichbaren Aussagen zu kommen. Schütz war insbesondere an der Verstehenskomponente interessiert, die Weber in seiner Methodenlehre vernachlässigt hatte, und wollte durch eine soziologische Interpretation von Husserls Phänomenologie eine neuartige Soziologie entwickeln. In diesem Sinne können wir Garfinkels Ethnomethodologie als einen Versuch werten, Schützs Werk zu vollenden, obwohl andere Schüler von Schütz mit Garfinkels Antwort auf die Frage ‚wie ist soziale Ordnung möglich‘ vermutlich nicht einverstanden sind. Die von ihm entwickelte Ethnomethodologie hat zu neuen Formen der Interaktionsanalyse geführt, die sich technisch aufgezeichnete Daten zu Nutze machen.

Bei der Nutzung aufgezeichneter Daten, also Ton- und Videoaufnahmen, zur Analyse der Organisation von Handlungen ist die ethnomethodologische Interaktionsanalyse eine neben anderen theoretischen und methodologischen Ansätzen. Im Lichte des von Herbert Blumer (1969) als (Symbolischer) Interaktionismus bezeichneten Ansatzes ist beispielsweise die Iowa School of Sociology schon in den 1970er Jahren mit detaillierten Analysen von Interaktionssequenzen hervorgetreten. Ihre Analysen, die sich an Simmels (1992) Konzept der sozialen Formen orientieren, inspizieren Videoaufnahmen, um die Grundelemente sozialer Interaktion herauszuarbeiten und die Formen von Interaktion aufzuzeigen (vgl. Hintz and Couch 1975; Katovich 2017; Miller 2011).

Garfinkels Ethnomethodologie und die daran anschließende ethnomethodologische Interaktionsanalyse unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkt von diesen sehr interessanten Analysen der Iowa School. Garfinkel argumentiert, dass es für die Erstellung soziologischer Beschreibungen nicht ausreicht, sich intellektuell in die Perspektive der Akteure zu versetzen. Vielmehr gilt es für die ethnomethodologische Interaktionsanalyse, die Perspektive radikal zu den Akteuren hin zu verschieben. Die ethnomethodologische Interaktionsanalyse zielt mithin darauf ab, „adäquate“ Beschreibungen von Interaktion zu erstellen, die von den Akteuren selbst nachvollzogen werden können. Wie Garfinkel zu dieser Radikalisierung des Perspektivenwechsels gekommen ist, wird in den nachfolgenden Kapiteln erläutert.

2 Einflüsse

Bevor ich im folgenden Abschnitt die Entwicklung der Ethnomethodologie als eine „soziologische Einstellung“ (Garfinkel 2006) erläutere, stelle ich hier fünf intellektuelle Strömungen dar, die Garfinkel und die Entwicklung der Ethnomethodologie beeinflusst haben. Dabei nehme ich Bezug auf den Pragmatismus, Parsons' Strukturfunktionalismus, die Phänomenologie, Aron Gurwitsch und die Gestalttheorie sowie auf Wittgensteins Sprachphilosophie.

2.1 Pragmatismus

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bemühten sich Psychologen und Soziologen darum, ihre Disziplinen als „Wissenschaft“ zu etablieren. Dabei verglichen sie ihre Disziplin mit den schon institutionalisierten Naturwissenschaften. Psychologen und Soziologen diskutierten unter einander, was der Gegenstand ihrer jeweiligen Disziplin sein sollte, und was angemessene Methodologien sind, um diesen Gegenstand zu untersuchen. In der Soziologie kennen wir hierzu Durkheims (1984) Buch ‚Die Regeln der soziologischen Methode‘, in dem er als Ziel für die Soziologie angibt, „das menschliche Verhalten dem wissenschaftlichen Rationalismus zu unterstellen“ (S. 87). Hier entwickelt er auch das Konstrukt des „soziologischen Tatbestandes“, das im Zentrum soziologischer Analysen stehen soll. Soziologische Tatbestände, wie beispielsweise der „Selbstmord“ (Durkheim 1983), sollen von der Soziologie behandelt werden, wie die Naturwissenschaften Objekte der physischen Welt behandeln.

Parallele Entwicklungen gab es zu dieser Zeit auch in der Psychologie, in der Ende des 19. Jahrhunderts Ansätze kritisiert wurden, die mit Hilfe introspektiver Methoden, das Innere, d.h. die „Seele“ oder das „Bewusstsein“ des Menschen, analysieren wollten. Introspektion wurde als die einzige Methode angesehen, mit der psychologische Fakten identifiziert werden können (Titchener 1912). In Opposition zu dieser „Psychologie der Seele“ entwickelten die Behavioristen ein Forschungsprogramm, das sich ausschließlich mit dem Verhalten der Menschen beschäftigte. Untersuchungsgegenstand des Behaviorismus ist das, was beobachtbar ist, „d.h. das, was der Organismus tut oder sagt“ (Watson in Sneathly 1929: 168). Mit dieser Programmatik folgten die Behavioristen einer bestimmten Auffassung dessen, was als Wissenschaft angesehen wurde.

Auf der Basis dieser Programmatik konzeptionalisierten die Behavioristen die Beziehung zwischen Organismus oder Akteur¹ und seiner Umwelt, indem sie argumentierten, dass Verhalten nicht auf interne psychologische Prozesse zurückzuführen, sondern als eine Reaktion auf Umweltreize anzusehen ist. Diese Konzeption bietet den Anwendern des Reiz-Reaktions-Schemas die Möglichkeit das Verhalten von Organismen, seien es Ratten, Tauben oder menschliche Akteure, zu kontrollieren. Beinahe sprichwörtlich geworden ist der „Pawlowsche Hund“, mit dem der Behaviorismus häufig erklärt wird. Der russische Verhaltensforscher Petrowitsch Pawlow zeigte in Experimenten, dass der Speichelfluss eines Hundes schon begann, bevor er noch das Essen sah. Pawlow argumentierte, dass der Speichelfluss durch andere externe Reize, wie die Schritte des Hundebesitzers in der Nähe des Fressnapfes, ausgelöst wurde. Durch weitere Experimente konnten Behavioristen zeigen, dass Reize lernbar sind, so dass beispielsweise die Essenszeit mit dem Läuten einer Glocke in Verbindung gesetzt werden kann, so dass der Speichelfluss immer dann beginnt, wenn die Glocke läutet. Der Behaviorismus ist somit nicht nur ein Forschungsprogramm in der Psychologie, sondern ist auch dazu verwendet worden, das Verhalten von Organismen einschließlich menschlicher Akteure zu beeinflussen oder gar zu kontrollieren (Leiser 2016; Mack und Lück 2014). Daher ist es vielleicht nicht überraschend, dass John B. Watson, einer der Hauptprotagonisten des Programms, auch bei der Werbeagentur J. W. Thomson arbeitete.

Der Behaviorismus konzipiert den Akteur als einen Organismus, dessen Verhalten durch Ereignisse in seiner Umwelt nicht nur beeinflusst, sondern sogar bestimmt wird. Seine Orientierung zur Situation, in der er sich befindet, wird durch diese Ereignisse definiert. Die Behavioristen zeigen zudem, dass diese Reaktionen auf Umweltreize das Ergebnis von Lernprozessen sind; der Organismus wird durch wiederholte Reize aus der Umwelt für bestimmte Reaktionen konditioniert, indem seine Reaktionen positiv oder negativ sanktioniert werden. Konzeptionell impliziert der Behaviorismus eine fundamentale Trennung von Subjekt und Objekt. Das Ergebnis ist ein mechanisches Modell, das die Beziehung zwischen Akteur und Umwelt so konzeptionalisiert, dass der Akteur externen Kräften ausgesetzt ist, denen er sich anpassen muss.

Der Pragmatismus, dessen Entwicklung mit den Arbeiten von William James, John Dewey, Charles Sanders Peirce und George Herbert Mead ebenfalls um die Jahrhundertwende herum begann, steht dieser Konzeption diametral gegenüber. Diese Autoren und ihre Nachfolger untersuchen die reflexive Beziehung zwischen Subjekt und Objekt. In „dieser Theorietradition [wird] der Handelnde als ein *aktives* Wesen, als suchend und problemlösend verstanden

1 Die im Textverlauf häufig verwendete maskuline Form dient lediglich der Lesbarkeit des Textes. Ich entschuldige mich bei Leserinnen, die sich hierdurch ausgeschlossen fühlen.

und nicht als ein passives Wesen, das nur beim Auftreten bestimmter Reize zum Handeln veranlasst wird“ (Joas und Knöbel 2004: 189). Die Pragmatisten sehen zudem Handeln und Denken als miteinander verbunden, so dass die in der Psychologie immanente Unterscheidung von Seele, Geist und Bewusstsein auf der einen Seite und sichtbarem Handeln auf der anderen Seite aufgehoben wird.

Die Pragmatisten haben die Unterscheidung zwischen externer physischer und interner, kognitiver Wirklichkeit beseitigt und schlugen stattdessen vor, Handeln und Denken durch praktische Handlungen miteinander zu verbinden. Sie sprechen davon, dass Akteure ihre Beziehung zur Welt durch habitualisierte Handlungen hervorbringen, die quasi automatisch ausgeführt werden, bis sie auf ein Hindernis oder auf „Widerstand“ (Mead 1932) treffen. Solch ein Widerstand gegen die Ausführung von Handlungen ruft Zweifel an den habitualisierten Handlungen hervor, was zum Nachdenken und zur Reflexion über die Situation anregt. Daraus gehen kreative Lösungen hervor, mit denen der Handlungsprozess fortgeführt wird (Emirbayer und Maynard 2011). In der pragmatistischen Perspektive ist „Denken“ daher eine Handlung, auf die Akteure zugreifen, wenn der habitualisierte Handlungsprozess ins Stocken gerät.

James, Peirce und Dewey benutzen diese Erkenntnis, um Theorien über das Denken, Lernen und die Intelligenz zu entwickeln. Jane Addams dagegen benutzte die pragmatistische Perspektive Ende des 19. Jahrhunderts, um praktisch in das Leben von Menschen in ihrer Umgebung einzugreifen. Sie unternahm ethnografische Forschung der Sozialarbeit von gemeinnützigen Vereinen in Chicago. Diese gemeinnützigen Vereine rekrutierten ihr Personal häufig aus dem Mittelstand und setzten diese oft jungen Damen in den Armenvierteln der Stadt ein. Hier trafen die Damen auf Menschen, die in erbarmungswürdigen Zuständen lebten, worauf sie oft geschockt und hilflos reagierten. Diese situative „Krise“, in die sie geraten waren, mussten sie lösen, indem sie die Situation durch praktische Handlungen „normalisierten“ (Addams 1912; Emirbayer und Maynard 2011).

Praktische Handlungen stellen also die Beziehung zwischen der physischen Welt und der Erfahrung der Akteure reflexiv her. Die Erfahrung der Welt wird durch die Handlungen hervorgebracht, und umgekehrt bilden die Erfahrungen der Welt die Basis für die nachfolgenden Handlungen (Dewey und Bentley 1976). Treffen die Handlungen auf Widerstand, überlegt sich der Akteur mögliche kreative Lösungen, um den Widerstand zu überwinden. Auf solch einen Widerstand treffen Akteure beispielsweise, wenn sie sich physischen Dingen nähern. Hier wird das Ding als Objekt durch die reflexive Beziehung zwischen Handeln und physischer Welt konstituiert, wie George Herbert Mead (1932) schreibt. Er illustriert diesen Zusammenhang an einer Situation, in der sich ein Akteur einem Objekt, das auf einem Tisch liegt, nähert. Aus der Entfernung erscheint dem Akteur das Objekt erst als ein entferntes unklares Ding, bevor es

Schritt für Schritt als ein Buch erkennbar wird. Während sich der Akteur dem Buch weiter nähert, übt dies durch seine Eigenschaften Widerstand aus, an den der Akteur seine Handlungen anpasst. Wenn er schließlich nach dem Buch greift und es einen Moment später in bestimmter Weise in den Händen hält, ist das Buch mit seinen Eigenschaften in bestimmter Weise konstituiert (Mead 1932).

Aus der Perspektive des Pragmatismus haben Dinge also keine intrinsischen Eigenschaften, die Akteure unabhängig von der Situation erleben. Vielmehr entsteht das Objekt mit seinen Eigenschaften aus der reflexiven Beziehung zwischen Handlungen und Ding. Wenn dem Ding gegenüber andere Handlungen ausgeführt werden, dann treten auch andere Eigenschaften zutage. Mead (1932) hebt also den Prozesscharakter der Konstitution von Objekten hervor und argumentiert, dass jede Handlung auf vorangegangene Handlungen und deren Erlebnisse aufbaut, so dass die Welt für den Akteur Moment-für-Moment reflexiv konstituiert wird.

Nun treffen Akteure nicht nur auf Dinge, die sich ihnen – mit ihrem Widerstand –entgegenstellen, sondern auch auf andere Akteure, mit denen sie in Kommunikation treten. Im Zentrum von Meads Analysen steht die Konstitution von Identität durch Kommunikation. Kommunikation impliziert die Verwendung von „signifikanten Symbolen“, d.h. von Symbolen, über deren Bedeutung es einen Konsens in der Gesellschaft gibt. Auf Basis dieses Konsenses können Akteure Erwartungen hinsichtlich der Reaktion des Gegenübers hegen. Sie nehmen, wie Mead (2008/1934) schreibt, die Rolle des Anderen ein und betrachten sich aus der Perspektive des Gegenübers. Die Identität von Akteuren ist daher das Ergebnis von Prozessen, in denen sie selbst handeln.

Mead (2008/1934) unterscheidet in diesem Zusammenhang das ‚I‘ und das ‚Me‘ und verschiebt damit den Fokus der Analyse vom nach Außen hin sichtbaren Verhalten, das im Zentrum des Behaviorismus stand, auf Prozesse, durch die im Inneren des Akteurs seine Identität, das ‚Self‘, hergestellt wird. Das ‚I‘ handelt in Situationen, indem es auf die Orientierungen der anderen Akteure reagiert. Im Laufe seiner Interaktionsgeschichte sammelt der Akteur Erfahrungen bezüglich der Orientierungen, die ihm von anderen Akteuren entgegengebracht werden. Diese Sammlung oder Internalisierung der Orientierungen anderer Akteure bezeichnet Mead (2008/1934) als ‚Me‘. Identität ergibt sich aus der dauernden Interaktion zwischen dem ‚I‘ und dem ‚Me‘, die abläuft, während der Akteur mit Anderen im Austausch steht.

Meads (2008/1934) Konzept von Identität beschreibt die Reflexivität und Dynamik der Beziehung zwischen Akteur und Situation. Dabei fokussiert Mead auf die Identität des Akteurs und nicht auf konkrete Handlungsprozesse, durch die die Beziehung hergestellt wird. Die Pragmatisten hatten jedoch auch ein großes Interesse an Sprache und Interaktion. Zum interaktiven Austausch und den Gebrauch von Sprache kommt es, wenn Akteure auf problematische Situa-

tionen treffen. Sie setzen dann Sprache ein, um das Problem, auf das sie getroffen sind, zu lösen und den habitualisierten Ablauf wieder herzustellen. Aus ihrer Sicht ist Sprache also kein abstraktes System von Zeichen und Symbolen, sondern ein Mittel, das Akteure zur Problemlösung einsetzen (vgl. Emirbayer und Maynard 2011). Dabei gehen sie von einer dreiseitigen Beziehung zwischen Symbolen, Sprache und Zuhörern aus und argumentieren, dass die Bedeutung von Sprache nicht in den Symbolen steckt, sondern durch die Vokalisierung der Symbole durch den Akteur und die Interpretation durch den Zuhörer hervorgerufen wird.

Mead (1926) weitet dieses Konzept der dreiseitigen Beziehung zwischen Symbol Sprache und Rezipient noch aus, indem er eine Kommunikationstheorie entwickelt, die diese Produktion der Bedeutung von Handlungen durch die Antwort des Zuhörers betont. Wenn Bedeutung nicht in den Symbolen und in der Sprache steckt, sondern durch die Antwort des Zuhörers hergestellt wird, dann stellt sich die Frage, wie Intersubjektivität zwischen Akteuren möglich ist. Mead (1926) argumentiert, dass Akteure unterschiedliche Handlungsverläufe produzieren, die durch Kommunikation sichtbar und miteinander in Einklang gebracht werden. Dabei werden die Perspektiven der Akteure durch die Verwendung von Symbolen, deren Bedeutung sie in einem Universum des Diskurses miteinander teilen, objektiviert.

2.2 Parsons' voluntaristische Handlungstheorie

Als Garfinkel 1948 an der Harvard Universität ankam, hatte Talcott Parsons damit begonnen, dort das Department of Social Relations einzurichten. Dabei hatte er es geschafft viele der herausragenden zeitgenössischen Sozialwissenschaftler anzulocken, um einen Beitrag zu dem von ihm begonnenen Forschungsprogramm zu leisten. Mit diesem Forschungsprogramm zielte Parsons darauf ab, die Frage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung zu beantworten (Vidich 2000).

Zur Beantwortung dieser Frage konzipiert Parsons seine Handlungstheorie und den „action frame of reference“. Dabei kreiert er ein theoretisches System, in dessen Zentrum der „unit act“ steht. Der „unit act“ beschreibt die Beziehung des Akteurs zur Situation. Parsons definiert den unit act als bestehend aus dem Akteur, seinem Ziel in der *laufenden Situation* und der *Orientierung*, mit der der Akteur selbst die Beziehung zur Situation herstellt. Um sein Ziel zu erreichen, muss der Akteur bestimmte *Mittel* einsetzen und Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, überwinden.

Parsons Theorie wird als „voluntaristische Handlungstheorie“ bezeichnet, da sie daran interessiert ist zu klären, (1.) wie Akteure Ziele und Mittel wählen und (2.) wie es trotz individueller Auswahl von Handlungszielen und -mitteln

zu einer sozialen Integration kommen kann. Im Sinne von Parsons sind standardisierte Normen die Basis für die Wahl von Handlungsmitteln, und mit ihren Zielen orientieren Akteure sich an übergeordneten Werten. Wenn Akteure in einer Gesellschaft diese Werte untereinander teilen, dann ist dies die Grundlage für soziale Integration. Für Parsons' Lösung des Problems der sozialen Ordnung sind Sozialisation und Erziehung von besonderer Bedeutung, durch die jedes Individuum moralisch diszipliniert wird (Burger 1977); Parsons spricht von Sozialisation als Mittel zur Vermittlung von Werten und Normen, die von Akteuren internalisiert werden, wenn sie heranwachsen und die Erziehungs- und Bildungsinstitutionen durchlaufen (Parsons 1951; Parsons und Shils 1952; Parsons 1968).

In ‚The Structure of Social Action‘ illustriert Parsons (1968/1937) seine Perspektive auf die Beziehung zwischen Akteur und Situation, indem er ein fiktionales Beispiel heranzieht. Er beschreibt eine Situation, in der ein Akteur fragt, welches der schnellste Weg vom Harvard Square in Cambridge Massachusetts zur South Station in Boston ist. Dem Fragenden wird geraten die U-Bahn zu benutzen. Die Antwort auf diese Frage, kann, so Parsons, im Sinne der Alltagserfahrung von Menschen, die in Boston leben, verifiziert werden. Es gibt gewisse, allgemein bekannte Gesetzmäßigkeiten, an denen sich rational denkende Akteure orientieren. Parsons argumentiert, dass diese Gesetzmäßigkeiten sich nur in ihrer Komplexität, nicht aber in ihren Prinzipien von wissenschaftlichen Gesetzen, wie dem Gesetz der Thermodynamik unterscheiden. Er schreibt, „sie sind tatsächlich selbst vollkommen adäquate wissenschaftliche Gesetze der Zwecke, für die sie benutzt werden“ (Parsons 1968[1937]: 625)². Wenn ein Bostoner dem Fragenden also antwortet, dass man am schnellsten mit der U-Bahn zur South Station gelangt, dann beruht diese Antwort auf überprüfbaren Alltagsgesetzen.

Parsons' Argumentation liegt mithin die Annahme zugrunde, dass die Entscheidung darüber, ob eine Handlung „rational“ ist, in vorab festgelegten Kriterien über Rationalität begründet ist. Entscheidungen über die Rationalität und Irrationalität von Handlungen sind mithin ‚objektiv‘ anhand eines gegebenen Kategoriensystems überprüfbar. Die Perspektive, aus der heraus Parsons soziale Handlungen beschreibt, geht mit anderen Worten davon aus, dass es eine objektive Wirklichkeit gibt, der sich der Wissenschaftler mit geeigneten wissenschaftlich-rationalen Techniken, wie beispielsweise Kategoriensystemen, annähern kann. Resultat dieser Perspektive ist mithin die Vorstellung von einem Modellakteur, dessen Handlungen den gegebenen Gesetzmäßigkeiten folgen, ohne dass ein anderer rationaler Handlungsverlauf denkbar wäre.

In Parsons' Theoriesystem wird also zwischen der Perspektive des Akteurs

2 Soweit nicht anders angezeigt, stammen die Übersetzungen aus dem Englischen von mir.

und der Perspektive des Wissenschaftlers unterschieden. Der Sozialwissenschaftler erstellt objektive Beschreibungen der sozialen Welt, indem er wissenschaftlich-rationale Techniken benutzt, die den Techniken, die dem Akteur im Alltag zur Verfügung stehen, überlegen sind. Wenn Parsons und Shils (1951) in ihrem Buch ‚Toward a General Theory of Action‘ und Parsons (1951) in ‚The Social System‘ die Beziehung zwischen Akteur und Situation analysieren, tun sie dies aus der Perspektive der Sozialwissenschaften. Ziel der Sozialwissenschaften ist es, wissenschaftlich-akkurate Beschreibungen der sozialen Welt zu erstellen, die historisch- und interkulturell-vergleichbar sind.

Um zu derart vergleichbaren Beschreibungen zu kommen, muss der Sozialwissenschaftler im Sinne von Parsons ein allgemeines Kategoriensystem verwenden. Schon in „The Social System“ entwickelt er (1951) daher die Mustervariablen als solch ein Kategoriensystem, um die Beziehung zwischen Akteur und Situation zu erfassen. Die Mustervariablen sind ein Kategoriensystem, das aus fünf Gegensatzpaaren besteht, mit deren Hilfe Soziologen die Beziehungen zwischen Akteuren, also beispielsweise zwischen menschlichen Individuen oder Institutionen und einer Situation untersuchen können. Insbesondere sollen sie dazu dienen, das Rollenhandeln eines Akteurs zu beschreiben. Parsons (1951: 43) unterscheidet:

- Affektivität – affektive Neutralität: inwieweit spielen Emotionen bei Handlungen eine Rolle;
- Selbstorientierung – Kollektivorientierung: handelt eine Akteur aus Eigennutz oder aus Gemeinnutz;
- Universalismus – Partikularismus: ist die einer Handlung inhärente Norm, eine Norm die für alle oder nur für bestimmte Akteure gilt;
- Zuschreibung – Leistung: werden Akteuren Eigenschaften aufgrund von Leistungen anerkannt oder aufgrund anderer Charakteristika zugeschrieben;
- Diffusität – Spezifität: werden Handlungen ausgeführt, da der Akteur ein spezifisches Interesse an ihnen hat, beispielsweise wegen der Rolle, die er innehat, oder hat er nur ein diffuses und unbestimmtes Interesse an ihnen.

Die Mustervariablen erlauben 32 unterschiedliche Kombinationen, die Soziologen benutzen können, um Beschreibungen der Orientierung von Akteuren zu Situationen zu erstellen, die miteinander vergleichbar sind (Parsons 1960). Dadurch können Soziologen beispielsweise Gesellschaften als geordnete Systeme so beschreiben, dass sie mit anderen Gesellschaften oder mit Gesellschaften zu anderen Zeiten verglichen werden können (Münch 1999).

Neben der Beziehung zwischen Akteur und Situation ist für Parsons als Soziologen natürlich auch die Frage relevant, wie Akteure eine gemeinsame Orientierung zu Situationen entwickeln. Es geht also um die Frage, wie aus indivi-

duellen Orientierungen zu Situationen eine sozial geteilte Welt hervorgehen kann. An dieser Stelle führt Parsons (1951) die Annahme ein, dass soziale Beziehungen nur möglich sind, wenn Akteure mit einer rationalen Einstellung handeln. Dadurch wird Handeln in Situationen erwartbar. Parsons spricht hier von einer Komplementarität von Erwartungsstrukturen, so dass Akteure in Situationen wechselseitig voneinander bestimmte Handlungen erwarten, was zu einer sozialen Ordnung der Situationen führt. Diese Komplementarität der Erwartungsstrukturen wird von Parsons (1951) als „Erwartungserwartungen“ oder als „doppelte Kontingenz“ bezeichnet.

Parsons Unterscheidung der Perspektive des Akteurs und der Perspektive des Wissenschaftlers impliziert, dass Sozialwissenschaftler Akteuren im Alltag überlegen sind, wenn es darum geht, die Ordnung der sozialen Welt zu beschreiben. Sie benutzen rational-wissenschaftliche Technologien, wie die Mustervariablen, um die Ordnung in der ansonsten sehr komplexen und kontingenten sozialen Welt beobachtbar zu machen und zu beschreiben. Parsons und ähnlich orientierte Sozialwissenschaftler ignorieren daher die soziale Organisation des Alltags aus der Perspektive der Akteure.

2.3 Phänomenologie

Die Phänomenologie hat für Garfinkels Entwicklung der Ethnomethodologie eine besondere Bedeutung. Daher räume ich ihr hier etwas mehr Platz ein als den anderen Einflüssen, die in diesem Kapitel besprochen werden. In diesem Abschnitt beschäftige ich mich kurz mit Husserls Phänomenologie sowie mit einigen Argumenten seiner Schüler und Nachfolger, wobei ich lediglich kurz auf Heidegger und Merleau-Ponty zu sprechen komme. Anschließend wende ich mich etwas ausführlicher der Sozialphänomenologie zu, die Alfred Schütz entwickelt hat.

2.3.1 Husserl und seine Nachfolger

Die Entwicklung dessen, was Thomas Luckmann (1983) später als „Protosozio-logie“ bezeichnete und als „Die Strukturen der Lebenswelt“ (Schütz und Luckmann 2003) veröffentlichte, geht auf Schützs detaillierte Analyse von Husserls Phänomenologie und Webers Soziologie des Verstehens zurück. Edmund Husserl (1859–1938) bemühte sich darum, die Grundelemente der bewussten Wahrnehmung zu finden. Er sah die (Natur-)Wissenschaften in einer dauerhaften Krise, da sie nicht sahen, dass sie ihren Ursprung in der „Lebenswelt“ haben, und dass das spezielle Wissen, das sie produzieren, auf dem Wissen des Menschen im Alltag aufbaut. Dadurch hat in seinen Augen das Wissen

der (Natur-)Wissenschaften einen Status erhalten, der sie über das Alltagswissen stellt. Husserl schlug daher vor eine Philosophie zu entwickeln, die die Bedingungen der Möglichkeit der alltäglichen Erfahrung und des Alltagswissens herausarbeitet. Diese Philosophie, die Husserl (2009/1913, 2012/1936) „Phänomenologie“ nannte, soll die Basis für das spezielle Wissen in den (Natur-)Wissenschaften legen (Hitzler und Eberle 2000).

Es ist hier nicht notwendig, Husserls Phänomenologie im Einzelnen darzustellen. Für uns ist hier lediglich bedeutsam, dass Husserl bewusste Wahrnehmung in Beziehung zur Konstitution der Welt setzt. Er argumentiert, dass das Bewusstsein stets ein Bewusstsein von etwas ist, und dass die Art und Weise, wie sich das Bewusstsein des Akteurs der Welt zuwendet, durch „Intentionalität“ vermittelt wird. Um also etwas wahrzunehmen, muss sich der Akteur einem Objekt bewusst mit einer bestimmten Intentionalität zuwenden („noesis“), so dass er es in bestimmter Art und Weise konstituiert („noema“). Um den Grundlagen der bewussten Wahrnehmung auf den Grund zugehen, entwickelte Husserl dann Methoden der Analyse, die es dem Phänomenologen erlauben, mögliche Vorurteile, die die Wahrnehmung beeinflussen, „auszuklammern“. Dabei geht es darum, dass expliziert werden kann, wie die Welt dem Menschen im Alltag als gegeben und „natürlich“ erscheint.

Husserl hatte einige Schüler und Nachfolger, die seine Phänomenologie weiterentwickelten. Martin Heidegger (2006) befasste sich unter anderem damit, wie die Welt für den Menschen alltäglich und unproblematisch wird. Wie Husserl so fragte auch Heidegger nach den Grundlagen der Lebenswelt. Er näherte sich der Frage jedoch in anderer Weise an als Husserl. Bei seinen Analysen des Alltags und von Objekten im Alltag stellte er fest, dass eine theoretische Auseinandersetzung mit der Welt für den Menschen im Alltag unbedeutend ist. Stattdessen liegt das Interesse des Menschen im Alltag am unproblematischen Umgang mit der Welt. Handeln im Alltag beruht in seiner Perspektive auf kulturellen Kompetenzen, die Menschen miteinander teilen. Erst wenn es zu Problemen und Störungen kommt, sieht sich der Alltagsmensch genötigt, die Beziehungen zwischen ihm und der Welt zu hinterfragen (vgl. Liberman 2007).

Merleau-Ponty (1976) richtete das Interesse seiner Phänomenologie auf den Körper und die Verkörperung des Bewusstseins. Damit verschob er den Schwerpunkt der phänomenologischen Analysen von kognitiven Aspekten des Bewusstseins zu ihren materialen Instanziierungen in praktischen Handlungen. Merleau-Ponty argumentierte, dass Körper und Kognition untrennbar miteinander verbunden sind. Er lehnte also die Annahme ab, die die Psychologie des frühen 20. Jahrhunderts dominierte, dass der Körper lediglich ein Instrument kognitiver Prozesse ist. Stattdessen ging er davon aus, dass das rationale Denken darin begründet ist, dass der Mensch mit seinem Körper in der Welt ist.